GENDER OPEN REPOSITORIUM

Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht. Gestern – heute – morgen : Abschiedsvorlesung am 03.02.2014 an der TU Dortmund

Schildmann, Ulrike

2014

https://doi.org/10.25595/2083

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schildmann, Ulrike: *Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht. Gestern – heute – morgen : Abschiedsvorlesung am 03.02.2014 an der TU Dortmund*, in: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (2014) Nr: 34, 60-67. DOI: https://doi.org/10.25595/2083.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.17185/duepublico/72534

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Ulrike Schildmann

Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht. Gestern – heute – morgen

Abschiedsvorlesung am 03.02.2014 an der TU Dortmund

Prof. Dr. Ulrike Schildmann (Mitte) mit Gästen ihrer Abschiedsvorlesung *(Fotos: Anne Schlüter).*

Liebe Gäste, ich freue mich, Sie zu meiner Abschiedsvorlesung begrüßen zu dürfen. Ich habe an der Universität Dortmund im Sommersemester 1996 eine Antrittsvorlesung gehalten und möchte – u. a. deshalb – auch eine Abschiedsvorlesung halten, und zwar in dem Hörsaal, in dem ich seit etwa 25 Semestern – in unterschiedlichen kollegialen Konstellationen und mit unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunktsetzungen – die Vorlesung „Allgemeine und geschlechterspezifische Grundlagen der Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung" gehalten habe.

Für eine Abschieds*vorlesung* habe ich mich auch entschieden, weil ich noch einmal deutlich machen möchte, wie wichtig mir die Hochschul*lehre* ist, nicht wichtiger als die Forschung, aber auch nicht unwichtiger. Ich habe immer wieder erfahren, wie sich Lehre und Forschung gegenseitig positiv beeinflussen und wie vor allem auch Forschungsthemen aus den Erfahrungen in der Lehre erwachsen können. Das betone ich an dieser Stelle, weil ich zu denjenigen gehöre, die – hochschulpolitisch gesehen – über *Forschungs*richtungen und Forschungsprioritäten gern im Zusammenhang mit den Inhalten der universitären *Lehre* und nicht unabhängig von diesen nachdenken. Aber auf die hochschul*politische* Ebene möchte ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen; denn ich glaube, dass – im Zusammenhang mit einer Abschiedsvorlesung – mehr Interesse an wissenschaftlichen Inhalten als an aktuellen hochschulpolitischen Positionierungen besteht.

Deshalb werde ich mich im Folgenden auf die Inhalte meines Fachgebietes konzentrieren. Mit dem Titel der Vorlesung „Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht: gestern – heute – morgen" ist die Frage verbunden,

- wie die Forschung dieses speziellen Fachgebietes entstanden und zeitgeschichtlich einzuordnen ist,
- wo wir heute stehen und
- welche Perspektiven für die Zukunft vorstellbar sind.

I. Gestern

Die Forschung über Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht hatte drei wichtige Ausgangspunkte:

1. Aufmerksamkeit für die Lebensbedingungen behinderter Frauen im Zuge der Frauenbewegung und der beginnenden feministischen Frauenforschung ab Mitte der 1970er Jahre;
2. Kritik an der Koedukation und Reflexion der Situation von Lehrerinnen und Schülerinnen an Schulen im Zuge der feministischen Lehrerinnenbewegung und Lehrerinnenforschung ab Ende der 70er Jahre;
3. Politische (Selbst-)Reflexionen behinderter Frauen im Zuge der Ende der 70er Jahre

entstandenen „Krüppelbewegung" (Behinderten- und selbstbestimmt-leben-Bewegung) und im Rahmen des Internationalen UNO-Jahres der Behinderten 1981.

Punkt 1 möchte ich etwas ausführlicher erläutern, da er meinen eigenen Werdegang betrifft; die Punkte 2 und 3 werde ich etwas kürzer kommentieren.

Zu Punkt 1: Als ich im Anschluss an mein Studium (1971 – 1976) mit meinem Promotionsprojekt begann, konnte ich gewiss sein, dass das von mir gewählte Thema „Weibliche Lebenszusammenhänge und Behinderung. Aspekte der gesellschaftlichen Unterdrückung behinderter Frauen" zuvor noch nicht von anderen Personen wissenschaftlich bearbeitet worden war. Ich selbst war im Rahmen meiner Diplomarbeit über das System der beruflichen Rehabilitation behinderter Menschen in der Bundesrepublik Deutschland auf dieses Thema oder, besser gesagt, auf diese Forschungslücke gestoßen und nahm mir vor, die damals gerade entstandene sozialwissenschaftliche Forschung über „Weibliche Lebenszusammenhänge" (vgl. Prokop 1977) in Beziehung zu setzen zu den gesellschaftlichen Konstruktionen von Behinderung, die in den 70er Jahren ebenfalls kritisch reflektiert wurden (vgl. exemplarisch Jantzen 1974). Wie gesagt, ich stieß auf eine Forschungslücke! Die Ansatzpunkte waren irritierend und aufschlussreich zugleich; ich nenne drei Beispiele:

Auf der Ebene der statistischen Erhebungen über behinderte Menschen wurde ich damals vor allem bei den Mikrozensus-Untersuchungen fündig. Diese wiesen den Frauenanteil unter den behinderten Menschen in der Bundesrepublik Deutschland (BRD) folgendermaßen aus:

1962 = 23,3 %; 1966 = 31,2 % und 1976 = 48,5 % (vgl. Schildmann 1983, 42). Diese rasante Veränderung des statistischen Frauenanteils an der Gesamtgruppe der behinderten Menschen deutete darauf hin, dass die gesellschaftliche Aufmerksamkeit für Behinderung in den 60er Jahren noch stark orientiert war an männlichen Lebens- und Arbeitsverhältnissen in der Folge des Ersten und des Zweiten Weltkrieges; denn vor diesem Hintergrund entstanden das Schwerbeschädigtenrecht und das System der beruflichen Rehabilitation behinderter Menschen, die beide – in Verbindung miteinander – an versehrten/schwerbeschädigten Männer orientiert waren und damit auf männliche Erwerbstätigkeit, vor allem in der Industrie; wogegen weibliche Lebensverhältnisse, vor allem die Leistung von familialer Reproduktionsarbeit (Hausarbeit) außer Acht blieben, d. h. als gesellschaftlich uninteressant erschienen. Die statistischen Anteile von Frauen und Männern an der Gesamtgruppe der behinderten Bevölkerung näherten sich, wie an den Daten von 1976 zu sehen ist, erst einander an, nachdem das Schwer*beschädigten*recht 1974 reformiert worden war. In diesem Zuge wurde für die Anerkennung einer Schwer*behinderung* das Kausalitätsprinzip durch das Finalitätsprinzip abgelöst (vgl. zur Geschichte Schildmann 2000). Wenn man diese historische Entwicklung berücksichtigt, verwundert es nicht, dass auch die wissenschaftliche Forschung auf diesem Feld, soweit sie überhaupt betrieben wurde, bis in die 70er Jahre hinein extrem männlich orientiert war. Ich fand damals als Beispiel eine große Repräsentativuntersuchung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Autor Christian Brinkmann, die 1973 unter dem Titel „Minderung der Erwerbsfähigkeit (Behinderung) und Berufsverlauf" publiziert wurde, eine interessante Studie, in der 70.000 behinderte Menschen interviewt worden waren – aber erst bei näherem Hinsehen war festzustellen, dass es sich bei den Probanden ausschließlich um Männer handelte. Repräsentativ? Vielleicht, aber nur im Sinne einer männlichen Geschlechterpolitik. Gestützt wurde diese Politik durch ideologische Grundhaltungen, wie sie im folgenden Beispiel in einer Publikation der Deutschen Akademie für medizinische Fortbildung (Autor E. Schubert) zu finden war. Da hieß es 1973 zur beruflichen Rehabilitation von Frauen: „Denken Sie an die vielen Frauen, die eine besondere Berufsausbildung oder Umschulung beanspruchen und bei denen Sie nie wissen, ob der erstrebte Beruf jemals später ausgeübt wird, weil die Frauen lieber ihren Haushalt versorgen" (Schubert 1973, zit. n. Schildmann 1983, 90f.) – Dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung selbst fiel übrigens die gesellschaftliche Schieflage seiner Repräsentativuntersuchung auf (vgl. Schildmann 1983, 86); eine wissenschaftliche Auftragsuntersuchung über Frauen in der beruflichen Rehabilitation wurde aber erst Mitte der 80er Jahre an das Institut Frau und Gesellschaft in Hannover vergeben; die Veröffentlichung der Ergebnisse erfolgte 1988, also 15 Jahre nach der Publikation über die Berufsverläufe behinderter Männer. Soweit zur Ausgangssituation der kritischen Erforschung der Lebensbedingungen behinderter Frauen in Deutschland aus meiner persönlichen Wahrnehmung.

Zu Punkt 2: Die Kritik an der Koedukation von Jungen und Mädchen setzte in der BRD Ende der 70er Jahre ein und zwar als eine – wenn auch relativ späte – Reaktion auf die 1965 offiziell eingeführte Koedukation an Gymnasien und Realschulen, die weitgehend als Anpassung der Mädchenbildung an die Jungenbildung angelegt war und ohne jede wissenschaftliche Begleitforschung eingeführt wurde. Die Reflexion über

die Situation von Lehrerinnen und Schülerinnen an Schulen entstand im Zuge der feministischen Lehrerinnenbewegung und -forschung und umfasste nicht nur die weiterführenden Schultypen Gymnasium und Realschule, sondern das gesamte Schulsystem, also auch Grundschul- und Sonderpädagogik; spätestens seit dieser Zeit und in diesem Rahmen wurden auch

- die bis heute auffälligen quantitativen Ungleichheitsverhältnisse zwischen Jungen und Mädchen an Sonderschulen kritisch beleuchtet (vgl. Abé/Prengel 1979),
- die Lebensbedingungen insbesondere lernbehinderter Mädchen untersucht (vgl. Rohr 1982; Prengel 1982, 1984) und
- die Koedukation auf diesem Feld praktisch zu beeinflussen versucht (vgl. Prengel 1980, Rohr 1980).

Das bedeutet, neben der Analyse der Lebens- und Arbeitsverhältnisse behinderter Frauen wurde – im Zuge der Frauenbewegung und beginnenden Frauenforschung – auch die wissenschaftliche Reflexion über die Sozialisation (lern-)behinderter Mädchen = „Schulversagerinnen" (Prengel 1984) angestoßen.

Zu Punkt 3: Den dritten wichtigen Ausgangspunkt für das einsetzende Interesse an der Erforschung der *Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht* bildeten die politischen (Selbst-) Reflexionen behinderter Frauen im Rahmen der Ende der 70er Jahre entstandenen „Krüppelbewegung" (Behinderten- und selbstbestimmt-leben-Bewegung) und des von der UNO ausgerufenen Internationalen Jahres der Behinderten 1981. Thematische Schwerpunkte waren die Sozialisation behinderter Mädchen und gesellschaftlichen Problemlagen behinderter Frauen aus autobiografischer Sicht zumeist körperlich behinderter Frauen, wobei der Titel des 1985 herausgegebenen Buches „Geschlecht: behindert – besonderes Merkmal: Frau" (Ewinkel u.a. 1985) die gesellschaftliche Abwehr der Reproduktionsfähigkeit behinderter Frauen auf den Punkt brachte und dadurch – übrigens bis heute – politisch provoziert.

Diese *drei Stränge* bildeten die Plattform für differenziertere sozialwissenschaftliche Analysen der *Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht*. Diese waren zunächst weitgehend orientiert an den betroffenen bzw. beteiligten Personengruppen:

- behinderte Frauen und Mädchen/Schülerinnen
- Lehrerinnen/Pädagoginnen
- außerdem Mütter behinderter Kinder.

Eine kritische Jungen- und Männerforschung in unserer Disziplin entstand erst 10 bis 15 Jahre später als die beschriebene Frauenforschung.

II. Vom Gestern zum Heute oder: Von der gesellschaftlichen Ignoranz gegenüber behinderten Frauen und Mädchen zur Aufmerksamkeit für die Verschiedenheit der Geschlechter

Auch in diesem Abschnitt konzentriere ich mich auf drei Punkte:

1. Ausdifferenzierung der empirischen Forschung über Lebensbedingungen behinderter Frauen und Mädchen, über Jungen und Mädchen mit sonderpädagogischem Förderbedarf und über Frauen und Männer in sonderpädagogisch relevanten Berufen
2. Geschlechterdimensionen in der Integrativen (heute: inklusiven) Pädagogik
3. Theorieentwicklung über grundlegende Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht

Zu Punkt 1: Nachdem die „besondere" Situation behinderter Frauen etwa ab 1980 eine bestimmte politische und wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren hatte, ging es in den Folgejahren darum, die Forschung thematisch *auszudifferenzieren*, womit insbesondere auch die Problemlagen geistig behinderter Frauen und Mädchen in den Blick genommen wurden und damit, auf der thematischen Ebene, vor allem auch die Frage der neuen Eugenik. Zu verweisen ist hier auf die Debatten gegen die (Zwangs-)Sterilisation behinderter Frauen, deren rechtliche Grundlage, das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses von 1934, nach dem Ende des Nationalsozialismus keineswegs abgeschafft, sondern nur ausgesetzt worden war. Sterilisationen behinderter Mädchen und Frauen blieben bis zur gesetzlichen Regelung im Betreuungsgesetz von 1990 an der Tagesordnung und in der totalen Grauzone und wurden erst ab Mitte der 80er Jahre durch einen politischen Fernsehbeitrag schlagartig öffentlich. Daraufhin setzte die Debatte ein, ob in der BRD eine gesetzliche Regelung der Sterilisation behinderter Menschen überhaupt sinnvoll und notwendig sei. Vor diesem Hintergrund entstand eine weitreichende Debatte über Gewalt gegen behinderte Frauen, die ihren Niederschlag auch in der Forschung fand, deren Ergebnisse wiederum zu politischen Konsequenzen im Sinne der betroffenen Frauen führen sollten. Ich nenne exemplarisch die von Aiha Zemp und Erika Pircher erste deutschsprachige Studie über sexuelle Ausbeutung behinderter Frauen und Mädchen (1996) und die von Julia Zinsmeister herausgegebene Schrift „Sexuelle Gewalt gegen behinderte Menschen und das Recht" (2003). In diesem Zusammenhang erwähne ich schließlich die jüngst durchgeführte, für Deutschland repräsentative,

empirische Studie über „Gewalt gegen Frauen mit Behinderungen in Deutschland" von Claudia Hornberg und Monika Schröttle, Universität Bielefeld. An dieser empirischen Untersuchung nahmen mehr als 1.500 behinderte Frauen teil. Die 2012 vorgestellten Ergebnisse werden nun sukzessive in politische Maßnahmen der Gewaltprävention und -intervention überführt.
In meinem eigenen Arbeitsbereich, der „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik" an der Universität/TU Dortmund, konnten wir auf der Ebene der empirischen Forschung über behinderte Frauen von 2001 bis 2003 ein Forschungsprojekt durchführen (gefördert vom Wissenschaftsministerium NRW), das sich mit *Prozessen der Herstellung von Identität unter widersprüchlichen Lebensbedingungen* beschäftigte, *hier speziell bei körperbehinderten Mädchen und jungen Frauen*, und dessen Ergebnisse anschließend in die Dissertation von Bettina Bretländer eingingen (vgl. Bretländer 2007). Eine andere Dissertation, die in unserem Arbeitszusammenhang entstand, beschäftigte sich mit der *Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung* (vgl. Kathrin Römisch 2010/2011). Beide Arbeiten machen deutlich, dass die Persönlichkeitsentwicklung behinderter Frauen und Mädchen mit besonders hohen und gleichzeitig widersprüchlichen gesellschaftlichen Anforderungen und mit verschiedensten Hürden, insbesondere institutioneller Art, konfrontiert ist, vor allem verglichen mit nichtbehinderten Mädchen/jungen Frauen.
Ein anderes Forschungsprojekt und eine Dissertation, in denen es nicht um behinderte Menschen selbst, sondern um die an unserer Disziplin *beteiligten Personengruppen* ging, untersuchte empirisch „Geschlechterverhältnisse in (akademischen) pädagogischen Berufen und universitären Ausbildungsgängen unter besonderer Berücksichtigung der Sonderpädagogik/Rehabilitationswissenschaft", um konkrete Ansatzpunkte für die Erhöhung des Anteils (männlicher) Pädagogen in unseren Studiengängen zu ermitteln (wiederum über das Netzwerk Frauenforschung NRW vom Wissenschaftsministerium NRW gefördert, 2004 bis 2006; vgl. in der Folge auch die Dissertation von Sebastian Möller-Dreischer 2010; vgl. auch Schildmann 2006). An dieser Stelle sei aber auch ein weiteres Dissertationsprojekt erwähnt, mit dem ich auch gleichzeitig überleite in

Punkt 2 dieses Gegenwartskapitels, die Geschlechterdimension in der Integrativen (heute: inklusiven) Pädagogik. Es handelte sich bei diesem Projekt um die empirische Erforschung der Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht aus Sicht von Lehrerinnen in der Integrationspädagogik (vgl. Claudia Nagode 2002). Ich selbst hatte vor meiner Zeit in Dortmund auf diesem Gebiet eine empirische Studie zur Erzieherinnenarbeit in integrativen Kindertagesstätten (Schildmann 1989; Schildmann/Völzke 1994) durchgeführt und eine theorietische Grundlegung zum Zusammenhang von Behinderung und Geschlecht in der Integrationspädagogik entworfen (Schildmann 1996), dann aber – aus heutiger Sicht leider – die integrationspädagogische Praxis selbst nicht weiter empirisch untersucht. Das hatte für mich persönlich verschiedene Gründe, von denen ich hier folgende nenne: Nach Eintritt in die Universität Dortmund bekam ich sehr schnell Gelegenheit, an zwei sehr unterschiedlichen interdisziplinären Forschungszusammenhängen mitzuarbeiten: an dem Forschungsschwerpunkt „Dynamik der Geschlechterkonstellationen" der Universität Dortmund und an der DFG-Forschungsgruppe zur „Normalismusforschung", an deren Gründung ich jeweils beteiligt war und in denen Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht von interdisziplinärem Interesse waren (aber jeweils auf sehr unterschiedliche Weise). Die Integrationspädagogik dagegen, die mir immer sehr am Herzen lag, konnte ich in diese Strukturen zwar einbringen, aber sie nahm nicht Platz 1, sondern nur Platz 2 in der Fokussierung der Forschungsaktivitäten ein. D. h. sie spielte für mich immer eine wichtige Rolle, nicht nur in der Lehre, sondern auch in der Forschung, die aber durch den Fokus der Konstruktionen von Behinderung und Geschlecht eingerahmt und dominiert wurde.

Damit komme ich zu *Punkt 3* meiner Darstellung des Gegenwartsraumes, zur *Theorieentwicklung* über grundlegende *Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht*, und zwar im Rahmen zweier DFG-Projekte, die auch empirisch angelegt waren, die aber darüber hinaus den Anspruch hatten, wie dies von der DFG erwartet wird, theoretische Grundlagenforschung zu betreiben.
Das erste Projekt fand, wie schon erwähnt, im Rahmen einer DFG-Forschungsgruppe zur Normalismusforschung statt (der Projektarbeit vorausgegangen war die Publikation von Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, 1997); die Aufgabe der von mir geleiteten Arbeitsgruppe bestand in der Erforschung von Zusammenhängen zwischen *Normalität, Behinderung und Geschlech*t; das zweite, um die Jahreswende 2013/14 abgeschlossene DFG-Projekt, ein Einzelprojekt, beschäftigt sich mit V*erhältnissen zwischen Behinderung und Geschlecht in der gesamten Lebensspanne*.
Ich möchte einzelne Ergebnisse vorstellen, die uns in den beiden DFG-Projekten überrascht

haben und für die Theoriebildung grundlegend sein dürften:

Zunächst zur Normalismusforschung – ich beginne mit historischen Aspekten (vgl. Weinmann 2003) und komme dann zur Gegenwart:

- Die gesellschaftliche Diskursstrategie der Normalität, die sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa mit der Entwicklung der Statistik herausbildete, war von Anfang an auch in den Diskursen der damals entstehenden wissenschaftlichen Heilpädagogik wiederzufinden (vgl. Georgens und Deinhardt 1861/63). Das konnten wir im Vergleich zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen feststellen. Damit setzte übrigens in der Heilpädagogik die Theorie-Diskussion über Normalität etwa 100 Jahre früher ein als die Theorie-Diskussion über Behinderung, die wir bis heute führen.
- Aufschlussreich und unerwartet für unsere Forschungsgruppe war aber auch, dass Georgens und Deinhardt von Anfang an eine flexibel normalistische Diskursstrategie verfolgten, d.h. sie trennten nicht scharf zwischen Normalität und Abweichung, wie dies charakteristisch für den Protonormalismus ist. Die protonormalistische Normalitätsstrategie kam in der Heilpädagogik im engeren Sinne erst bei Heinrich Hanselmann um 1930 zum Tragen, als dieser versuchte, die Heil- bzw. dann Sonderpädagogik als universitäre Disziplin zu etablieren, vor allem in Abgrenzung gegenüber der allgemeinen Erziehungswissenschaft. Damit stellte sich heraus: Der Protonormalismus war nicht unbedingt auf allen gesellschaftlichen Feldern historischer Vorgänger des flexiblen Normalismus, sondern ggf. erst dessen Nachfolger (vgl. Weinmann 2003). Beide zentralen Strategien des Normalismus, Protonormalismus und flexibler Normalismus, konnten aber in der Geschichte der Heil- und Sonderpädagogik nachgewiesen werden.
- Auf dieser Basis war es für die Forschungsgruppe ähnlich überraschend zu sehen, dass sich in der Pädagogik, 100 Jahre nach Georgens und Deinhardt, mit der bereits mehrfach erwähnten „Integrationspädagogik", d.h. der gemeinsamen Erziehung behinderter und nichtbehinderter Kinder, eine ganz andere Diskursstrategie etablierte, die sich bewusst von jeglichen Normalitätskonstruktionen abwandte und statt proto- bzw. flexibel normalistischen Strategien ein transnormalistisches Theoriegebäude entwarf. Sabine Lingenauber (2003) hat dies an den Werken der Integrationspädagogen Hans Eberwein und Georg Feuser (jeweils 1970 bis 2000) inhaltsanalytisch nachgewiesen.
- Meine eigene Perspektive in diesem Projekt schließlich war darauf ausgerichtet, gesellschaftliche Verhältnisse zwischen Normalität und Behinderung im Zusammenhang mit geschlechterspezifischen Normalitätskonstruktionen zu untersuchen und damit die Wechselwirkungen zwischen *Normalität, Behinderung und Geschlecht* sichtbar zu machen (vgl. Schildmann 2004). Ich habe die Werke der Lernbehindertenpädagogin Barbara Rohr (1972 bis 2000) und der Integrationspädagogin Annedore Prengel (1979 bis 2000) inhaltsanalytisch untersucht, in denen, anders als bei den meisten Vertreterinnen und Vertretern unserer Disziplin, nicht nur die Kategorie Behinderung, sondern ebenso die Kategorie Geschlecht eine durchgängig sichtbare Rolle spielen. In beiden Werken stellte sich das gesellschaftliche Basisnormalfeld der Leistung als wichtigstes Diskursfeld heraus, auf dem die Kategorien Behinderung und Geschlecht an sich ganz unterschiedliche Rollen spielen, aber, wie dies an der sozialen Lage behinderter Frauen nachzuweisen ist, in Wechselbeziehung miteinander treten und sich ggf. negativ potenzieren. Für unsere Disziplin überraschend war dieses Ergebnis deshalb, weil sich für das Verhältnis zwischen Normalität und Behinderung das Basisnormalfeld Leistung als zentral erwies – und nicht Gesundheit und Intelligenz, wie dies häufig angenommen wird.

Ähnlich wie in dem Normalismus-Projekt haben wir auch in dem gerade beendeten DFG-Projekt über „Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht in der gesamten Lebensspanne" interessante und z.T. überraschende Ergebnisse vorzuweisen, von denen hier folgende zu nennen sind:

- In einer Pilotstudie über „Konstruktionen von Behinderung in den ersten Lebensjahren. Unter besonderer Berücksichtigung der Strukturkategorie Geschlecht" wurde von Dana-Kristin Marks (2011) untersucht, welche Kriterien in Deutschland dafür herangezogen werden, dass bestimmte Jungen und Mädchen bereits von Geburt bzw. frühester Kindheit an als behindert definiert werden. Die Ergebnisse zeigen: Die Konstruktionen von Behinderung in den ersten Lebensjahren enthalten rasante Dynamiken, die sich einerseits auf die Zusammensetzung der als behindert definierten Kinder nach gesundheitlichen Schädigungs- bzw. sogenannten Behinderungsarten beziehen und die, in Verbindung damit, andererseits eine nicht zu übersehende Dynamik der Geschlechterkonstellationen unter den betreffenden Kindern hervorbringen: Wird am Lebensanfang nur eine leicht erhöhte Betroffenheit von Krankheit und gesundheitlicher Auffälligkeit bei Jungen festgestellt (Jungen knapp 55 Prozent, Mäd-

chen etwa 45 Prozent), so beträgt bereits im Kindergartenalter der Jungenanteil unter den Kindern, die wegen einer Behinderung „soziale Eingliederungshilfe" erhalten, etwa 2/3 gegenüber 1/3 Mädchen.

- Unter Bildungsaspekten betrachtet, manifestiert sich das beschriebene quantitative Ungleichverhältnis unter den behinderten Kindern bereits im Kindergartenalter und bleibt über die gesamte Schulzeit hinweg unter den Jungen und Mädchen mit „sonderpädagogischem Förderbedarf" bestehen. Während also bis zum Ende der Schulzeit Jungen mehr als Mädchen durch sonderpädagogischen Förderbedarf auffallen, wendet sich das Blatt der Benachteiligung mit dem Übergang von der Schule in den Beruf vor dem Hintergrund der Strukturen der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, einschließlich des geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes, zu Ungunsten junger Frauen gegenüber jungen Männern. Über das frühe und mittlere Erwachsenenalter hinweg sind behinderte Frauen stärkeren sozialen Benachteiligungen ausgesetzt als die männliche Vergleichsgruppe. Erst im hohen Alter finden gewisse statistische Annäherungen statt, die jedoch nicht dazu führen sollten, die Geschlechterdimension aus den Analysen über Behinderung und Alter wegen vermeintlich geringer Relevanz auszublenden (vgl. Schildmann 2013).
- Ich schließe dieses Kapitel mit der theorieorientierten Feststellung ab, dass angesichts verschiedener gesellschaftlicher Erwartungshorizonte und gesamtgesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen die Strukturkategorien Geschlecht, Behinderung und Alter unterschiedliche Wechselwirkungen miteinander eingehen, die es im Sinne der Intersektionalitätsforschung weiter zu analysieren gilt.

III. Perspektiven für morgen

Zu den *Perspektiven für morgen* gehört auf der theoretischen Ebene die Beschäftigung mit der Intersektionalitätsforschung, die sich – ausgehend von der Frauen- und Geschlechterforschung – auf die Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen einzelnen sozialen Ungleichheitslagen konzentriert. Hier geht es für unsere Disziplin vor allem darum, Behinderung als eine wichtige eigenständige Strukturkategorie – im Kanon von Geschlecht, Klasse/Schicht, Ethnizität, Alter etc. – systematisch zu verorten und zu begründen. Grundlagen dafür sind gelegt; es bedarf aber einer differenzierenden Ausarbeitung, die ich als eines meiner zukünftigen Projekte ansehe.

Gäste der Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Ulrike Schildmann *(Foto: Anne Schlüter).*

Diese theoretische Ausrichtung kann m. E. auch der grundlegenden Perspektivenschärfung für die empirische Forschung über Behinderung und Geschlecht dienen: Die besondere soziale Diskriminierung behinderter Frauen und Mädchen, die auch in der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (New York 2006; Art. 6) ihren Niederschlag gefunden hat, ist zukünftig auf unterschiedlichen Ebenen zu untersuchen, und zwar unter Berücksichtigung von Gender Mainstreaming und Disabilty Mainstreaming, d. h., die Lebensbedingungen behinderter Frauen sind vergleichend mit den Lebensbedingungen behinderter Männer, aber auch nichtbehinderter Frauen und schließlich nichtbehinderter Männer zu analysieren. Ansätze dazu existieren bereits; differenzierende Analysen, an denen ich mich in Zukunft beteiligen möchte, stehen aus.

Schließlich ist die Intersektionalitätsforschung relevant auch für die Inklusive Pädagogik, um deren flächendeckende Einführung auf der Basis der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (Art. 24) in den nächsten Jahren zu ringen sein wird. Wenn es in dieser Pädagogik, wie seit den 90er Jahren diskutiert wird, um die Einführung eines wertschätzenden Umgangs mit Heterogenität und um eine „Pädagogik der Vielfalt" (Prengel 1993) gehen soll, dann ist damit verbunden, dass nicht nur die Kategorie Behinderung fokussiert, sondern dass allen für das Bildungswesen relevanten sozialen Ungleichheitslagen und deren Wechselwirkungen untereinander Beachtung geschenkt wird. Ich werde mich auch an diesem Diskurs weiterhin aktiv beteiligen, vor allem aber hoffe ich, dass auch die Fakultät Rehabilitationswissenschaften der TU Dortmund diese Neuorientierung in Lehre und Forschung schafft.

Schluss

Nachdem ich mich entschieden hatte, in meinem 25. Dienstjahr als Professorin (1990 bis 2014) meine Tätigkeit mit einer Abschiedsvorlesung zu beenden, fand ich in der Süddeutschen Zeitung einen dazu passenden Artikel unter der Überschrift „Die Abschiedsvorlesung" mit dem Untertitel: „Kann die Wissenschaft in Pension gehen? Wie Professoren ihre letzte Vorstellung geben" (Johan Schloemann, SZ vom 19.12.2013).
Wenn ich nun nach meiner persönlichen Antwort auf die Frage „Kann die Wissenschaft in Pension gehen?" oder besser: nach meinen persönlichen Perspektiven nach Beendigung des Wintersemesters 2013/14 gefragt werde, dann lautet meine Auskunft, jedenfalls aus heutiger Sicht:
Einzelne Anteile dieses wunderbaren Berufes, so vor allem die zunehmende Verwaltungsarbeit, die die Zeit und Energie für Lehre und Forschung bisweilen erheblich eingeschränkt hat, lasse ich gern hinter mir. Ein anderer Anteil, meine Hochschullehre, geht mit einem lachenden und einem weinenden Auge in Pension; das lachende Auge ist froh, die zu vermittelnden fachlichen Inhalte nicht immer wieder neuen Vorgaben von Bachelor- und Master-Modulen anpassen zu müssen; das weinende Auge wird mich, gelegentlich wehmütig, daran erinnern, dass es die Hochschullehre war, die meinen beruflichen Werdegang zu einer Hochschullaufbahn hat werden lassen. Die Forschung schließlich wird hoffentlich meine Begleiterin bleiben, wobei mich auch die Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht, mit denen ich mich thematisch seit mehreren Jahrzehnten auseinandergesetzt und über die ich hier zusammenfassend referiert habe, weiterhin beschäftigen werden.
Auch dem Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW werde ich mich – das sei in diesem Zusammenhang betont – weiterhin verbunden fühlen.

Literatur

- Abé, Ilse; Prengel, Annedore (1979): Sonderschule – Möglichkeiten und Grenzen. In: Informationsdienst Arbeitsfeld Schule, Offenbach, S. 5–36.
- Bretländer, Bettina (2007): Kraftakte: Lebensalltag und Identitätsarbeit körperbehinderter Mädchen und junger Frauen, Bad Heilbrunn/Obb.
- Brinkmann, Christian (1973): Minderung der Erwerbsfähigkeit (Behinderung) und Berufsverlauf. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, H. 1; S. 67–90.
- Ewinkel, Carola u. a. (1985): Geschlecht: behindert – besonderes Merkmal: Frau, München.
- Hornberg, Claudia; Schröttle, Monika u. a. (2012): Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen in Deutschland, hrsg. vom BMFSFJ/Berlin.
- Institut Frau und Gesellschaft (1988) (Hrsg.): Frauen in der beruflichen Rehabilitation, Bonn (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung).
- Jantzen, Wolfgang (1974): Sozialisation und Behinderung, Gießen.
- Lingenauber, Sabine (2003): Integration, Normalität und Behinderung. Eine normalismustheoretische Analyse der Werke (1970–2000) von Hans Eberwein und Georg Feuser, Opladen.
- Link, Jürgen (1997): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität hergestellt wird, Opladen.
- Marks, Dana-Kristin (2011): Konstruktionen von Behinderung in den ersten Lebensjahren. Unter besonderer Berücksichtigung der Strukturkategorie Geschlecht, Bochum/Freiburg.
- Möller-Dreischer, Sebastian (2012): Zur Dynamik der Geschlechter in pädagogischen Berufen. Eine exemplarische empirische Untersuchung an männlichen Studenten der Rehabilitationswissenschaften/Sonderpädagogik, Bad Heilbrunn/Obb.
- Nagode, Claudia (2002): Grenzenlose Konstruktionen – konstruierte Grenzen? Behinderung und Geschlecht aus der Sicht von Lehrerinnen in der Integrationspädagogik, Münster/Hamburg.
- Prokop, Ulrike (1977). Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt a. M.
- Prengel, Annedore (1980): Unter der Oberfläche der Koedukation: Der heimliche Lehrplan der Geschlechtererziehung. In: Autorinnengruppe (Hrsg.): Was sollen Schülerinnen lernen oder wie schlägt sich der Geschlechterwiderspruch in den hessischen Rahmenlehrplänen für die Schule für Lernbehinderte nieder? Universität Frankfurt (o. Verlag), S. 1–3.
- Prengel, Annedore (1982): Was ist besonders an der Situation der Sonderschülerinnen? In: Brehmer, Ilse (Hrsg.): Sexismus in der Schule, Weinheim/Basel, S. 202–214.
- Prengel, Annedore (1984): Schulversagerinnen. Versuch über diskursive, sozialhistorische und pädagogische Ausgrenzungen des Weiblichen, Gießen.
- Römisch, Kathrin (2011): Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung, Bad Heilbrunn/Obb.
- Rohr, Barbara (1980): Koedukation und Koinstruktion in der Schule für Lernbehinderte.

In: Baier, Herwig; Klein, Gerhard (Hrsg.): Die Schule für Lernbehinderte, Berlin, S. 217–235.
- Rohr, Barbara (1982): Zum Lebenszusammenhang von Sonderschülerinnen. Bedeutung für schulische und außerschulische Praxis. In: Schmittke, Hans-Peter (Hrsg.): Sonderpädagogik und Sozialpädagogik, Heidelberg. S. 138–154.
- Schildmann, Ulrike (1977): Zur politischen und ökonomischen Funktion der beruflichen Rehabilitation Behinderter in der BRD und West-Berlin, Rheinstetten.
- Schildmann, Ulrike (1983): Lebensbedingungen behinderter Frauen, Gießen.
- Schildmann, Ulrike (1989): Aufbruch im Erzieherinnenberuf? Erfahrungen von Erzieherinnen in Kindergartengruppen für behinderte und nichtbehinderte Kinder: Klewitz, Marion; Schildmann, Ulrike; Wobbe, Theresa (Hrsg.): Frauenberufe – hausarbeitsnah? Zur Erziehungs-, Bildungs- und Versorgungsarbeit von Frauen, Pfaffenweiler.
- Schildmann, Ulrike (1996): Integrationspädagogik und Geschlecht. Theoretische Grundlegung und Ergebnisse der Forschung, Opladen.
- Schildmann, Ulrike (2000): Zur Entwicklung der allgemeinen Behindertenstatistik unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik, Jg. 69, H. 3, S. 254–256.
- Schildmann, Ulrike (2004): Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht. Eine empirische Untersuchung der Werke von Barbara Rohr und Annedore Prengel, Opladen.
- Schildmann, Ulrike (2006): Vor-Bilder. Männer und Frauen in pädagogischen Berufen: Motivation, Werdegänge, Perspektiven, Bochum/Freiburg.
- Schildmann, Ulrike (Hrsg.) (2010): Umgang mit Verschiedenheit in der Lebensspanne. Behinderung – Geschlecht – kultureller Hintergrund – Alter/Lebensphasen, Bad Heilbrunn/Obb.
- Schildmann, Ulrike (2013): Wechselwirkungen zwischen Geschlecht und Behinderung von der frühen Kindheit bis ins hohe Erwachsenenalter. In: Behindertenpädagogik, 52. Jg., H. 1, S. 68–81.
- Schildmann, Ulrike; Völzke, Reinhard (1994): Integrationspädagogik: Biographische Zugänge. Berufliche Werdegänge von Erzieherinnen in Kindergartengruppen für behinderte und nichtbehinderte Kinder, Opladen
- Schloemann, Johan/Süddeutsche Zeitung vom 19.12.2013: Die Abschiedsvorlesung. Kann die Wissenschaft in Pension gehen? Wie Professoren ihre letzte Vorstellung geben.
- Schubert, E. (1973): Sozialrecht und Rehabilitation. In: Deutsche Akademie für medizinische Fortbildung Kassel (Hrsg.): Rehabilitation Leistungsgeminderter ohne Organschäden, Stuttgart, S. 11–20.
- Weinmann, Ute (2003): Normalität und Behindertenpädagogik. Historisch und normalismustheoretisch rekonstruiert, Opladen.
- Zemp, Aiha; Pircher, Edith (1996): Weil das alles so weh tut mit Gewalt. Sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen mit Behinderung, Wien.
- Zinsmeister, Julia (Hrsg.) (2003): Sexuelle Gewalt gegen behinderte Menschen und das Recht, Opladen.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Ulrike Schildmann
TU Dortmund
Fakultät Rehabilitationswissenschaften
Emil-Figge-Straße 50
44227 Dortmund
ulrike.schildmann@tu-dortmund.de